



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Flüchtlinge : eine Geschichte von der Landstraße : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

des dritten Bandes: „Hans Sachs und die Minnesänger als tierfreundliche Dichter,“ „Ein Sänger des Mitleids“ (Jaques Delille), „Spanische Tierfreunde,“ „Die Tiere in der Kunst,“ „Verganzas Lehr- und Wanderjahre,“ „Montaigne und Cartesius,“ „Die Tauben und der Taubensport,“ „Pferde, Helden und Dichter,“ „Die alten Griechen als Tierfreunde,“ „Die Tiere in der finnischen Volkspoesie,“ „Walter Scott und seine Hunde,“ „Die Klagen der Nachtigall,“ „Abraham a Santa Claras Lobreden auf die Tiere“ und „Goethes Verhältnis zur Tierwelt“ behandeln alle dasselbe Thema. Mit unermüdlichem Eifer sucht Dorer Bestätigungen seiner eignen Empfindung und Anschauung. Seine ganze litterarhistorische Belesenheit muß ihm den Satz, daß sich der Mensch nicht nur der Tiere erbarmen, sondern in ein Verhältnis teilnehmender Beachtung zu ihnen treten soll, stützen und in immer neue Beleuchtung rücken helfen. Graf Schack hat in der Vorrede der Sammlung die Übereinstimmung von Dorers herzegewinnender Liebe zur Tierwelt mit den gleichen Gefinnungen Schopenhauers und Richard Wagners hervorgehoben, wir glauben, daß es der Anregungen dieser Männer gar nicht bedurft hat, daß hier ein Teil von Dorers Wesen, von seiner Gefühlswelt unwillkürlich zu Tage trat. Der rührende Eifer, die beredte Wärme dieser Aufsätze erwecken entschiedne Sympathie mit dem Verfasser und gewinnen für seine Überzeugungen.

Vielleicht würde eine Sonderausgabe dieser von einer Anschauung erfüllten und auf ein Ziel gerichteten kleinen Aufsätze zur Tierfrage dem Andenken Dorers die besten Dienste leisten. Die gesammelten Schriften selbst werden über einen engen Kreis nicht hinausdringen, obwohl sich keiner, der sie in die Hand nimmt, des Bedauerns erwehren wird, daß eine so reiche Bildung und eine so glückliche Anlage nur zu so geringer Wirksamkeit geziehen sind.



## Die Flüchtlinge

Eine Geschichte von der Landstraße

(Fortsetzung)

3



ucie Karsten ist Braut geworden! Diese Nachricht verbreitete sich rasch in der Stadt, und schon in früher Morgenstunde erschienen die ersten Freundinnen bei Lucie, um ihr Glück zu wünschen und etwas Näheres über diese wunderbare Begebenheit zu hören. Aber sie fanden eine schweigsame, zurückhaltende Braut. Und alsbald erging man sich in der Stadt in allerlei menschenfreundlichen Betrachtungen. Man sprach mit Verwunderung davon, daß Luciens leichter, lustiger

Sinn so gänzlich verflogen zu sein scheine. Sonst war sie immer voll guter Laune gewesen, die übermüthigte von allen, und wenn sie auch zuweilen ihre ernstesten, tiefsinnigen Stunden gehabt hatte, wo man sie nicht recht verstand, so war doch ihr heller, fröhlicher Sinn immer wieder bald zum Vorschein gekommen. Aber wie sie jetzt ausah! So ernst und verschlossen, gerade zu einer Zeit, wo sie die meiste Ursache hätte haben sollen, froh und munter zu sein! Freilich, das war ja klar, diese Verlobung war sicherlich nicht aus einem Herzensverhältnis hervorgegangen. Nun fiel man über den Bräutigam her und hatte allerlei an ihm auszusehen. Er war den Leuten zu alt, sein derbes, blühendes Gesicht mißfiel ihnen, viele nahmen auch Anstoß an seinem Reichtum. Reiche Leute können sich doch alles kaufen, selbst ein schönes, junges Weib ins Haus, sie brauchen nur die Finger auszustrecken: sogleich hängt eine dran. Es dauerte auch nicht lange, so erinnerte sich jemand des hübschen Soldaten, der so oft in der Schmiede gewesen war, und nun fiel es den Leuten wie Schuppen von den Augen. Den einen liebt man, und den andern heiratet man. Ja das liebe Geld! Auch dem Bräutigam regneten die freundschaftlichen Bemerkungen in sein junges Glück hinein. Er lachte aber nur dazu und versicherte, er wäre ganz und gar nicht eifersüchtig. Aber sein ehrliches Gesicht, das von keiner Verstellung wußte, strafte ihn Lügen. Er wollte sich nicht über das Gerede der Leute ärgern, aber es blieb doch ein Stachel in ihm zurück.

Lucie war wirklich verändert. Sie zeigte zwar die alte Zärtlichkeit gegen die Eltern und Geschwister, sie war freundlich und zuvorkommend gegen den Verlobten, zuweilen zog sogar das alte Lächeln über ihr Gesicht, aber es verflog schnell wieder wie ein einzelner, flüchtiger Sonnenstrahl. Sie fühlte sich überall beengt und bedrückt. Als Braut nahm sie eine andre Stellung im Hause ein, sie wurde der Gegenstand aller Liebe und Verehrung, der Mittelpunkt der Familie, um den sich alles drehte, von dem alles Licht und Leben des Hauses ausgehen sollte. Das machte sie ängstlich und unsicher und brachte in den Verkehr mit ihr etwas Fremdes und Feierliches hinein, das alle empfanden, am meisten sie selbst. Ach, sie fühlte es, um Licht und Leben von sich ausgehen zu lassen, muß man Licht und Leben in sich tragen, aber es lag wie ein Schleier über ihrer Seele. An die Stelle des stürmischen, überquellenden Glücks, das sie einst beseelt hatte, war eine dumpfe Leere getreten; ihr Herz schien alle Leidenschaft ausgeströmt zu haben, deren es fähig gewesen war.

Aber die Glut war nicht erloschen, sie lag nur unter der Asche ihres Glückes verborgen.

An Franz wagte sie nicht zu denken. Wohl erkannte sie, daß sie es ihm schuldig war, von dem Geschehenen Nachricht zu geben, aber sie fühlte sich noch nicht stark und klar genug, den Brief in der rechten Weise abzufassen. So verschob sie es denn von einem Tag auf den andern, in der Hoffnung, es würde ihr später leichter werden; aber indem sie der drückenden Verpflichtung aus dem Wege ging, fand sie, daß es immer schwieriger wurde, einen Brief zustande zu bringen. Die Feder drückte aufs Papier, als hätte sie Zentnergewicht, die Buchstaben verwirrten sich vor ihren Augen, und statt zu schreiben, kam sie immer wieder in ein sehnüchtes Träumen hinein, das ihr allerlei Seliges vorgaukelte und sie um so unseliger aufwachen ließ.

Und dann kam eines Tages ein Brief von ihm, ein heimlich empfangener, der sie mit einemmale aus ihrer erzwungenen Ruhe herausriß und die gewalttham niedergehaltene Liebe wieder zur hochaufliegenden Flamme entfachte. Denn

Franz schrieb, daß seine Mutter ihre Zustimmung gegeben habe, und der Brief endigte mit der Bitte, daß ihm Lucie treu bleiben möchte. Sie war so verstört, daß die Eltern, die sich ihren Zustand nicht erklären konnten, einen Rückfall in die vor kurzem überwundene Krankheit befürchteten. Der Arzt, den man kommen ließ, betrachtete sie kopfschüttelnd. Lucie ließ alles über sich ergehen und nahm gehorsam die Arznei, die er ihr verordnete, aber das Ganze kam ihr wie eine Komödie vor, über die man hätte lachen können, wenn es nicht so sehr zum Weinen gewesen wäre. Als sie dann allein gelassen wurde, flüchtete sie sich in den Garten und überließ sich wieder ganz ihrem Schmerz.

Franz hatte ihr nur kurz geschrieben, aber wie wunderbar klang jedes seiner Worte! Sie las sie wieder und wieder und sog Seligkeit und Verzweiflung zugleich aus ihnen. Wie glücklich hätte alles kommen können, und zu welchem Elend hatte es sich nun gewandt! In dem Briefe hatte Franz ihr einen Ring geschickt. Es war ein einfacher goldner Reif, aber wie innig drückte sie ihn an die Lippen! Sie streifte den Verlobungsring vom Finger und steckte den andern an. Das Gold schimmerte und glänzte, und sie berauschte sich mit sehnsüchtigem Auge an seinem Glanz. Eine geheime Kraft schien in dem Ringe verborgen zu sein, die sie zugleich beglückte und mit leidenschaftlichem Schmerz erfüllte.

So gehts, wenn ein Mägdlein zwei Knaben thut lieben,  
'S thut wundersehten gut,  
Da hat mans wiederum gesehn,  
Zu ja gesehn,  
Was falsche Liebe nit thut,  
Was falsche Liebe nit thut —

Klang es in ihrem Herzen, und in der Nacht, als sie ruhelos in ihrer Kammer lag, fragte sie sich voll Jammer immer von neuem: Ach Gott, was soll nun aus mir werden? Ich werde diese Liebe nicht mehr los!

Und doch war diese Liebe Frevel, und sie mußte sie aus ihrem Herzen reißen und zu vergessen suchen. Ihre Kindespflicht stand ihr klar vor Augen, und sie suchte in ihrem Seelenkampfe Kraft aus der Gewißheit zu schöpfen, daß das Opfer ihres Glücks das Glück der Eltern bedeute. Aber sie fand nicht den Mut, den entscheidenden Schritt zu thun und Franz zu schreiben. Immer wieder trat das Bild des Geliebten vor sie, immer wieder gewann es Gewalt über sie, und sie ließ sich wieder von der Erinnerung an die Süßigkeit des Liebesrausches hinreißen, der sie umfassen hatte, sie vermochte nicht dagegen anzukämpfen.

Da geschah es, daß ihr an einem der folgenden Tage die alte Frau begegnete, die einst Zeuge ihrer Liebe gewesen war. Sie wollte schnell vorübergehen, aber die Frau hielt sie an und drohte ihr mit dem Finger. War das auch ein ehrliches Spiel? fragte sie.

Diese Frage, die sie zwang, die Augen niederzuschlagen, brachte Lucie endlich zum Entschluß. Es muß ein Ende gemacht werden, sagte sie. Er muß erfahren, was geschehen ist! Und zu Hause angelangt, setzte sie sich auch gleich zum Schreiben nieder. Zuerst bat sie um Verzeihung und entschuldigte sich mit äußern Verhältnissen, die oft mächtiger wären als des Menschen Wille und Wunsch. Zum Schluß aber bat sie, sonderbar genug, er möchte sie auch ferner lieb behalten. Du wirst mir böse sein, Franz, und mit mir grollen, schrieb sie, aber du mußt dich in dein Los finden, wie ich mich in meines gefunden habe. Den Ring sende ich dir nicht wieder, du wirst auch wohl kein Verlangen tragen,

ihn wieder zu sehen; er liegt im Bache versenkt, und die Wellen gehen über ihn hin, wie über unsre Liebe.

Sie hatte die Wahrheit geschrieben, der Ring lag wirklich unter dem Ries des Baches, aber sie hatte ihn nicht von sich geworfen, wie es nach ihren Worten den Anschein haben mußte, sondern ihn so versenkt, daß sie ihn jederzeit wiederfinden und an sich nehmen konnte. Sie wollte ihn nicht mehr bei sich tragen, aber sie konnte sich doch auch nicht ganz von ihm trennen. Wohl hatte sie ihn von sich gethan, aber oft genug saß sie am Bach und blickte in die spielenden Wellen, die über ihn dahinrauschten.

Immer näher kam nun der Tag, der sie in das Haus des ungeliebten Mannes bringen sollte, und immer schwerer wurde ihr das Herz. Ihr Leben war in ein tiefes Dunkel hineingeraten, in dessen Nacht nur ein einziger Stern leuchtete: ihre verlorne Liebe. Viele Stunden des Tags brachte sie damit zu, alte Träume wiederzuträumen, sich verklungne Worte zurückzurufen. Wenn sie dann aus ihrem Sinnen erwachte, so schalt sie sich selbst mit bitteren Worten, aber es wurde dadurch nicht besser. Kaum, daß sie ihren Gedanken Ruhe geboten hatte, so klang und sang es schon wieder in ihrem Herzen. Zuerst war es ganz fern, aber es kam näher und näher, ein Glöckchen nach dem andern schlug an, eine Stimme nach der andern fiel ein, und bald umrauschte sie wieder die alte Zauberweise von ihrem verlornen Glück.

Dazu quälte sie eine geheime Angst. Franz hatte zum zweitenmale geschrieben, einen Brief voll bitterer Vorwürfe, voll heißer Bitten und glühender Leidenschaft. Was sollte nun werden? hatte sie sich gefragt, und diese Frage trug sie unruhig im Herzen. Aber sie hatte sich nicht hinreißen lassen, diesen Brief zu beantworten, und einen dritten Brief hatte sie sogar nicht mehr angenommen. Sie wollte wenigstens alles thun, was in ihren Kräften stand, um die gefährliche Brücke abzubrechen, die ihre Gedanken immer wieder verlockte, in eine verbotene Welt einzudringen. Hinterher kam freilich die Unzufriedenheit. Was mußte Franz nur denken? So sehr verachtete sie ihn also schon, daß sie ihn nicht einmal mehr anhören wollte? Geändert konnte ja freilich nichts werden, und wenn er wie ein Engel gesprochen hätte, aber es war doch auch nicht nötig, ihn zu kränken und zu beleidigen. War es denn überhaupt nicht besser, sich nur allmählich von einander loszulösen? Der Mensch gewöhnt sich ja zuletzt an alles, er lebt sich langsam auch in ein übles Geschick ein. Wieht man ihm ein Gewicht nach dem andern, so trägt er schließlich auch eine schwere Last, legt man ihm aber die ganze Bürde mit einemmale auf, so bricht er leicht zusammen. Der See gefriert ja nicht auf einmal bis zum Grunde, und die Blumen sterben nicht an einem Tage, sondern es welkt eine nach der andern ab, und dann weht der Nordwind über die Beete.

Am liebsten hätte sie ihren Brief zurückgefordert, aber das ging nicht wohl an. So entschloß sie sich denn noch einmal, an Franz zu schreiben. Sie begann auch einen Brief, aber sie wurde niemals fertig damit. Bald dächten ihr die Worte zu kalt und unfreundlicher, als es nötig war, bald erschienen sie ihr zu warm und inniger, als es sich für die Braut eines andern geziemen wollte. Als sie endlich den Brief in Stücke riß, gestand sie sich ein, daß ihr Herz sich mit jedem Tage mehr dem Manne zuwendete, der ihr ewig fremd bleiben mußte.

Ihrem Bräutigam konnten natürlich diese Stimmungen nicht entgehen, so sehr sie sich auch zu beherrschen suchte. Er war auch nicht immer großmütig gegen sie, sondern wurde mehreremale sehr heftig, ja er hatte es sogar einmal gewagt, auf das Gerede der Leute anzuspielen. Der traurige Blick seiner Braut hatte ihn dann

freilich schnell wieder zur Besinnung gebracht, Albrecht hatte Abbitte geleistet, aber beide konnten diese Stunde nicht wieder vergessen. Lucie drängte nun selbst nach einer Beschleunigung der Hochzeit, da sie hoffte, daß sie, wenn erst ihr Loß endgültig entschieden wäre, Sicherheit vor ihren eignen Gedanken haben würde. In ihrem Herzen tönten die alten Volkslieder wieder, in denen sich so oft Liebe mit Leid mischt und Lenzeshoffen in Wehmut und Abschiednehmen ausklingt. Noch war es Sommer, aber schon wehte der Wind stärker in den Nächten, und die Lindenäste schlugen an das Fenster ihrer Kammer. Wenn dann der Morgen kam, lagen gelbe Blätter verstreut auf den Treppentufen.

In den Abendstunden erging sie sich gern in den Anlagen der Stadt, am liebsten allein, öfter zwar auch in der Begleitung ihres Bräutigam, aber dann fühlte sie sich noch einsamer. Der trübe Ernst, der an dunkeln Abenden über den stillen, verlassenem Wegen ruhte, berührte sein Gemüt nicht, er plauderte ruhig an ihrer Seite, während ihre Gedanken sie weit von ihm forttrugen. Oft verlegte sie ihn dann durch ihr anhaltendes Schweigen oder auch durch ein allzukurzes Wort. So kamen sie zuletzt immer verstimmt zurück. Lucie ertrug das eine Zeit lang, dann aber wurde es ihr lästig, und sie sann auf allerlei Gründe, seine Begleitung abzuwehren.

Eines Abends rüstete sie sich wieder zu einem Ausgang. Ein Gewitter stand am Himmel, düster und schwer lagen die Wolken auf der Erde. Ihr Bräutigam machte sie warnend auf das drohende Wetter aufmerksam, aber da sie auf ihrer Absicht bestand, machte er sich bereit, sie zu begleiten. Nun bat sie ihn, er möchte sie heute allein gehen lassen, und bat so dringend, daß er sie verwundert ansah. Den ganzen Tag schon hatte es auf ihr gelegen wie eine schwere Last, es war ihr zu Mute, als hätten sich auch in der geheimnisvollen Tiefe ihrer Seele Wolken zusammengezogen, und als müßte dem Sturm, der draußen drohte, ein Sturm in ihrem Herzen antworten. Deshalb war es ihr darum zu thun, allein zu bleiben, sie wollte ihm und sich selbst eine böse Stunde ersparen. Er verstand sie aber falsch und faßte als Troß auf, was Angst und Unruhe war; er fühlte sich verletzt und zurückgestoßen und bestand nun um so mehr auf seinem Rechte, sie zu begleiten. Wollte sie durchaus ihren Willen haben, so fühlte er auch keine Neigung, auf den seinigen zu verzichten. Sie sah ihn kalt an und ging dann schweigend neben ihm her dem Walde zu.

Der Weg führte zuerst durch niedriges Gebüsch. Sie und da ragte eine knorrige Eiche einsam auf, an der sie vorübergingen. Dann aber traten die Bäume mehr und mehr zusammen, bis sie endlich eng zu einander gesellt mit ihren in einander greifenden Kronen ein einziges dämmeriges Gewölbe bildeten. Es war schwül und heiß im Walde. Ringsum stand alles in Schweigen und rührte sich nicht. Zuweilen nur hörte man das Gurren einer wilden Taube, den Flügelschlag eines aufgeschreckten Vogels oder das Rascheln der Zweige und das Knacken des dürrn Holzes, wenn ein Eichhörnchen rasch an einem Baume hinaufkletterte. Das Wetter kam allmählich näher heran, ein fahler Schein fiel durch die Bäume. Von Zeit zu Zeit fuhr schon ein Windstoß durch die Zweige, hier einen vertrockneten Ast, dort ein abgestorbenes Blatt herabwerfend, und in der Ferne rollte der Donner. Albrecht mahnte nun zur Umkehr, aber Lucie zog ihr Tuch nur fester um sich und atmete das kühle Wehen mit tiefen Zügen ein.

Es wurde immer dunkler. Zuweilen flammte ein Blitz auf über den Wipfeln, und ihm nach sauste der Sturmwind. Aber nach einem Augenblick war alles wieder vorüber, es schien nur noch finsterner und stiller geworden zu sein als vorher. Lucie ging

dahin wie in einem schweren Traume, alle ihre Pulse klopften, und das Herz drohte ihr zu zerspringen. Sie befand sich an einer bekannten Stätte, hier hatte sie die seligste Stunde ihres Lebens erlebt, hier hatten sie mit einander gestanden und gesprochen, o Gott, was für Worte! Und nun kam ihr der Jammer ihres Lebens wieder in seiner ganzen Größe und Tiefe zum Bewußtsein, der unselige Bund mit dem ungeliebten Manne, diese Kette, die an ihrem Fuße klorrte, dieses Stürmen und Drängen in ihrer Brust, das sie immer elender und hilfloser machte.

Jetzt blickte es über ihr. Ein langer, furchtbarer Lichtstreif blendete sie so, daß sie die Augen schließen mußte; zugleich fühlte sie sich am Arme gefaßt und zurückgehalten, und sie hörte ihren Begleiter einen dumpfen Ruf ausstoßen. Erschreckt fuhr sie auf; und wie sie dem Blick ihres Bräutigam folgte, der mit bleichem Gesicht an ihr vorbeistarrte, sah sie vor sich an einen Baum gelehnt einen Mann stehen, stumm und unbeweglich. Als hätte sie der Blitz von neuem geblindet, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen, und es dauerte eine Weile, bis sie den Mut hatte, es wieder frei zu machen. Da war er noch immer, mit brennenden Augen blickte er zu ihnen herüber. Sie stand da, als hätte sie keinen Atem mehr, nur ihre Rippen zitterten und bewegten sich. Plötzlich schrie sie auf, und mit diesem Schrei zerriß die Kette, die sie gefesselt, wich die Last, die so lange auf ihr gelegen hatte.

Franz! rief sie außer sich, Franz!

Mit einem Sprunge war sie an seiner Seite und lag in seinen Armen. O Geliebter, schluchzte sie, warum bist du von mir gegangen? Warum bist du nicht gekommen und hast mich errettet aus meiner tiefen, tiefen Not?

Sie hob ihr blaßes, thränenübergossenes Gesicht zu ihm empor, getröstet wie ein Kind, das sich aus einer großen Furcht errettet weiß.

Franz versuchte sie von sich zu drängen, aber sie legte ihre Arme um seinen Nacken und hielt ihn fest, so fest, als wenn sie ihn nie wieder freigeben wollte, und jubelnd und weinend zugleich rief sie immer wieder: Nun bist du da, nun bist du endlich da, ich habe dich wieder, und niemand soll uns wieder scheiden!

Da vergaß auch er einen Augenblick alles, was zwischen ihnen lag, und neigte sich in heißer Liebe über sie. Todesstille herrschte um sie her, der Wald stand in Schweigen, als hielte er den Atem an.

Plötzlich weckte sie eine Stimme aus ihrem Traum, daß sie emporschracken, eine Stimme, in der sich bitterer Hohn mit brennendem Schmerz mischte. Lucie begriff zuerst nicht, was diese Stimme zu bedeuten hatte, sie verstand nicht, was sie ihr zurief. Da packte sie eine Hand, daß es sie schmerzte, und sie wurde von Franz weggerissen. Albrecht stand mit zorngerötetem Gesicht und geballten Händen vor ihr. Sie fuhr sich über die Augen und atmte schwer, sie versuchte zu sprechen, aber ihre Stimme versagte. Ihr Verlobter sah, wie der Schmerz in ihren Zügen wühlte, wie große Thränen in ihre Augen traten, aber er konnte seinen Grimm nicht meistern.

Endlich komme ich hinter dieses Geheimnis! rief er. Man hatte es mir ja längst gesagt, aber ich glaubte es nicht. Man hatte längst über diese Braut gespottet, die so kalt ist und so verschlossen und immer ihre eignen Wege gehen will. Aber ich hatte es nicht geglaubt, ich Narr, ich Thor!

Er lachte bitter auf.

Verzeih mir!

Verzeihen! Darum also bin ich dir immer lästig auf deinen Wegen gewesen!

Verzeih mir! bat sie wieder.

Verzeihen, immer verzeihen! O ich Narr, ich Thor, ich — Er konnte das Wort nicht finden, das die ganze Erniedrigung ausdrücken sollte, die er in seinem Innern empfand.

Sie thun Ihrer Braut Unrecht, sagte jetzt Franz, der seine Erregung mühsam niederzwang, sie ist an dieser Begegnung unschuldig. Sie hat mich von sich gestoßen um Ihre Willen. Ich habe ihr geschrieben, aber sie hat mir nicht geantwortet. Da bin ich gekommen; ich habe mich ohne Urlaub weggeschlichen und bin in dunkler Nacht hierher gewandert. Sie werden mich suchen, aber mir ist nun alles gleich. Ich mußte sie sehen. Vor der Schmiede habe ich gestanden, im Schatten der Bäume, aber sie hat mich nicht gesehen. Ich bin in den Wald gegangen, an diese Stelle, wo wir uns gefunden haben, aber sie hat nichts davon gewußt. Sie irren sich, wenn Sie es anders meinen, aber in einem haben Sie Recht. Die Liebe dieses Mädchens gehört mir, nicht Ihnen. Sie aber haben unser Glück zerrümmert. Nun bin ich hier, und Sie werden mir Rechenschaft geben.

Albrecht lachte wieder.

Also ich soll Rechenschaft geben, ich, der ich schwer gekränkt bin? Schön. Also ich bitte um Verzeihung, ich bedaure sehr, euch im Wege gewesen zu sein. Du hast nun deinen Zweck erreicht, Lucie, du bist frei. Es wäre freilich anständiger gewesen, du hättest einen andern Weg gewählt um von mir loszukommen, aber ich muß mich auch bei diesem Possenspiel deiner bessern Einsicht fügen.

Lucie richtete sich hoch auf. Du täuschst dich, sagte sie stolz.

Also ich täusche mich? höhnte er. Ich habe mich doch bisher auf meine Augen und Ohren verlassen können. Was ich da eben gesehen und gehört habe, das war wohl auch eine Täuschung? Wovon die Leute redeten, von diesem Manne, das ist wohl auch eine Täuschung? Daß du mich überall zurückgestoßen hast, überall von dir fern gehalten hast, das ist wohl auch eine Täuschung? Wie? Lug und Trug ist alles gewesen von Anfang an, du hast mich belogen Tag für Tag, und du lügst auch in dieser Stunde.

Du täuschst dich, sagte sie wieder.

Er schaute sie wild an, und dann schleuderte er ihr im höchsten Zorn ein schmachvolles Wort entgegen. Da erhob sie die Hand, trat auf ihn zu und schlug ihn ins Gesicht.

Er taumelte zurück und sah sie starr an. Dann senkte er den Kopf und sagte mit bebender Stimme: Vergieb mir, es war nicht Recht von mir, ich habe mich vergessen. Ich habe nun mit dir nichts mehr zu schaffen, auf das hin habe ich dir nichts mehr zu sagen. Aber mit diesem Manne habe ich nun abzurechnen.

Mit diesen Worten stürmte er auf den Soldaten los und packte ihn mit seinen Armen, deren Kraft durch die Wut, die in ihm kochte, verdoppelt wurde. Franz stürzte beim ersten Anprall in die Kniee, erhob sich aber schnell wieder, und während die beiden Männer auf Tod und Leben rangen, brach auch oben in den Lüften der Sturm los. Tösend fuhr er durch die Wipfel, daß der Wald seufzte und ächzte. Blitz folgte auf Blitz, Donner auf Donner, ohne Aufhören. Und wenn der Blitz auf Augenblicke das gespenstische Dunkel zerriß, dann zeigten sich die ringenden Gestalten der Männer, ihre Gesichter, die trotz ihrer Erregung in dem blauen Scheine geisterbleich aussahen, und Lucie hörte ihren keuchenden Atem, ihre zornigen Rufe, bis der Donner ihre Stimmen wieder in sich verschlang.

Hört auf! Hört auf! rief sie jammernd und suchte sich verzweifelt zwischen die Männer zu drängen und sie von einander zu reißen. Aber sie wurde wild beiseite geschleudert.

Der Platz bedeckte sich mit abgerissenen Zweigen, mit den zerfetzten und zerstampften Blättern der Bäume, die selbst, von Sturm und Regen gepeitscht, in wildem Aufruhr gegeneinander zu stehen schienen und sich mit tausend Armen angriffen. Lucie flehte und weinte, aber sie erhielt auf nichts Antwort. Der Kampf dauerte fort, und das Mädchen stand dabei und sah in den Streit der Männer mit stummem Entsetzen und mit tiefer Scham. Sie biß die Zähne in die Lippen, daß sie bluteten, und sie hielt sich mit den Händen an den Bäumen fest, um nicht umzusinken.

Auf einmal ließ der Regen nach, der bis dahin herabgerauscht war, und es wurde still um sie. Hatte das Wetter ausgetobt, oder sammelten sich die Gewalten, die Riesengeister, die zu ihren Häupten mit einander rangen, zum letzten Schlage? Die Bäume standen regungslos, kaum daß noch ein Blatt zitterte, dann aber lohnte es plötzlich auf, ein Feuerwirbel, der den ganzen Wald für einen Augenblick in Flammen setzte. Aber in diesem furchtbaren Scheine, der die Augen fast blind machte, sah das Mädchen doch etwas, das ihr noch ein größeres Grauen einflößte, als alle Schrecken der tobenden Elemente.

Er will dich töten, Franz! schrie sie außer sich. Ein Messer, Franz! Mörder, Mörder!

Das war das letzte, was sie sah. Es folgte ein schmetternder Schlag, der sie zu Boden warf.

Als sie wieder erwachte, stand Franz vor ihr, noch fassungslos und mit fliegendem Atem. Zuerst slog es ihr durch die Seele, wie ein großes, flammendes Licht. Du lebst! stammelte sie freudig. Dann aber war es ihr, als sank Nacht, tiefe, finstere Nacht auf sie herab. Sie sahen sich verwirrt an, sie rangen nach Worten, und plötzlich brach Lucie in ein heftiges lautes Weinen aus. Franz wandte sich von ihr und ging zu dem Verwundeten, er beugte sich über ihn und versuchte mit seiner zitternden Hand die Blutung zu stillen.

Lucie richtete sich auf.

Ist er tot? fragte sie mit stockender Stimme.

Nein.

O Franz, warum hast du das gethan?

Ich konnte nicht anders. Er oder ich! Ich entriß ihm das Messer, sonst läge ich hier.

O mein Gott, klagte sie, warum hast du das geschehen lassen? O meine Eltern, meine armen Eltern! O deine arme Mutter, Franz!

Franz starrte auf den Boden, ohne zu antworten. Nun fing sie wieder an zu weinen und zu schluchzen.

Hör auf! rief er endlich ungeduldig. Davon wirds nicht besser. Es ist einmal geschehen. Wir müssen Hilfe schaffen.

Sie sah ihn lange an und holte tief Atem. Ja, Franz, und dann müssen wir fliehen.

Wir? fragte er verwundert.

Ja, wir beide, Franz. Ich kann ja nun nicht mehr nach Hause, lieber sterben. Wir sind beide schuldig an diesem Manne. Man wird uns verfolgen, und wir müssen fliehen, denn wenn sie uns fassen, so lauert etwas auf uns, was schlimmer ist als der Tod.

Franz stand unschlüssig vor ihr. Er wußte nicht, was er antworten sollte. Das, was er auf sich geladen hatte, diese blutige, schreckliche That, raubte ihm jede Fähigkeit, ihre Lage kaltblütig zu überdenken. Es war ihm, als wären sie

beide in einen tiefen, gewaltigen Strom hineingeraten, der sie untwiderstehlich forttrieb, als gäbe es für sie keinen Widerstand mehr. Er seufzte tief auf.

Komm, Franz!

Sie deckten den Verwundeten gegen den strömenden Regen zu und liefen dann auf dem kürzesten Wege in die Stadt. Vor dem Hause des Arztes hielten sie an. Franz blieb an der Gartenpforte stehen, während Lucie hinaufeilte. Nach kurzer Zeit kam sie wieder und zog ihn mit sich fort, indem sie rief: Es ist alles bestellt, sie werden ihn schon finden. Komm schnell, ehe sie uns nachlaufen und uns ausforschen. Der Knecht meldet es eben seinem Herrn.

Dann eilten sie nach der Schmiede. Die Straßen waren leer, der strömende Regen hatte die Leute in die Häuser geschleucht, und niemand begegnete ihnen. Lucie führte Franz in den Garten und schlich darauf ins Haus. Sie mußte sich an den Thürpfosten halten, um nicht an der Schwelle zusammenzubrechen. Es war still im Hause, und alles lag in Dunkelheit. Nur aus den Spalten der Thür zum Wohnzimmer leuchtete ein Lichtschimmer, und nun vernahm sie auch die Stimmen der Eltern. Wo mögen sie wohl bleiben? sagte der Vater, und sie hörte, wie er ans Fenster ging und es öffnete, um hinauszusehen. Sie werden irgendwo untergetreten sein vor dem Wetter, antwortete die Mutter beruhigend. Es muß ja bald vorbeigehen.

Ach hätte sie doch hineintreten können, sich zu ihnen setzen an den Tisch, unter den Schein der Lampe und ihnen hell und klar ins Auge sehen können! Ach hätte sie sich doch bei ihnen ausweinen, ausklagen, diese schwere Last vom Herzen fortwälzen können! Durfte sie es? Nein, es war nicht möglich. Sie fühlte schauernd, welcher Abgrund sich zu ihren Füßen aufthat und sie von allem trennte, was ihr teuer war.

Mit verschleierten Augen suchte sie die Treppe und tastete sich hinauf, bei jedem Schritt einhaltend und horchend. Aber man hörte sie nicht. Der Regen rauschte und übertönte ihre Schritte. Endlich war sie in ihrem Zimmer, und nun schrieb sie mit bebender Hand. Es dauerte lange, bis sie zu Ende gekommen war, und doch waren es nur wenige Zeilen, und die Thränen, die sie darüber geweint hatte, hatten sie fast unleserlich gemacht.

Dann stand sie auf und ging langsam aus dem Hause. Sie brachte Franz den Anzug ihres ältesten Bruders, damit er ihn gegen seine auffällige Tracht vertauschen könnte, und in der Hand trug sie ein kleines Bündel, das einige Lebensmittel enthielt. Franz hatte sich rasch umgekleidet, nahm ihr dann das Bündel ab und ging voran auf die Straße.

Noch einmal blieb Lucie stehen und warf noch einen Blick auf das Vaterhaus zurück. Dann senkte sie ihr Haupt und folgte ihm.

## 4

Zuerst wanderten sie langsam. Erst als sie die Stadt weit hinter sich hatten, begannen sie aus allen Kräften zu laufen. Wie geheftetes Wild sprangen sie über die Felder. Bald wateten sie durch einen Bach, bald eilten sie über morastige Gründe, endlich kamen sie an den Wald hinan. Der Regen hatte jetzt aufgehört, aber der Wind schlug ihnen ins Gesicht. Unter ihren Füßen knackten vertrocknete Äste und raschelte das Laub, das modern in den Wegen lag. Doch allmählich umfing sie die geheimnisvolle Stille des Waldes, nur über den Wipfeln brauste der Sturm. Kein Vogel sang, keine Menschenstimme drang zu ihnen, kein Schritt, kein Laut, der die Stille durchbrach. Sie waren weit und breit die einzigen, und sie dachten

daran, daß sie auf lange Zeit auch die einzigen würden bleiben müssen. Wie lange sie so in rastloser Flucht dahineilten, wußten sie nicht. Einmal hörten sie eine Turmuhr schlagen, es war wohl ein Dorf in der Nähe. Wo befanden sie sich, und welche Stunde der Nacht mochte es sein? Aber sie hatten keine Zeit, darüber nachzudenken, sie mußten weiter, weiter und immer weiter.

Was wird der Vater sagen? fragte sich Lucie. Jetzt war die Begebenheit gewiß schon bekannt geworden, und man nannte ihren Namen. Nun stand ihr das Vaterhaus vor Augen. Der alte Mann saß wohl am Tische und verdeckte sein Gesicht mit den zitternden Händen, sein weißes Haar hing ihm wirr ums Haupt. Und neben ihm stand die Mutter, thränenlos und den Schmerz mit Gewalt zurückdrängend, um ihm in dieser schweren Stunde eine Trösterin zu sein. Im Hintergrunde des Zimmers, dort, wo der Schein der Lampe nicht hinfiel, saß der Bruder mit finstern Zügen. Die jüngern Geschwister weinten, nur die Kleinste schlief ruhig, sie wußte noch nichts von dem schweren Leid, das die Familie getroffen hatte. Und jetzt schlug die Uhr an, langsam verhallten die dumpfen Schläge. Da richtete sich der Vater auf und sprach: Laß uns ruhen, Margarete, wir sind heute sehr arm geworden, denke nicht mehr daran.

Denke nicht mehr daran, flüsterte Lucie, und sie preßte die Hände an die Schläfen, gegen die das Blut hämmerte. Ach wenn das möglich wäre, wenn man vergessen könnte! Aber man kann es nicht, diese dunkle Nacht mit ihren Schrecken kann man nicht wieder vergessen. Wenn alle Erinnerungen geschwunden und alle Bilder des Lebens verblaßt sein werden, dann wird dieses Bild noch vor ihrer Seele stehen, das Bild des Mannes, der blutüberströmt und so bleich und still dort hinter ihnen im Walde liegt. Sie bedeckte sich die Augen und wandte das Haupt ab. Franz, der düster an ihrer Seite ging, sollte ihren Schmerz nicht sehen. Aber sie hätte sich nicht vor ihm zu verbergen brauchen, er sah sie nicht, er achtete nicht auf sie, er dachte nur an sich selbst und sein Elend.

Mörder, Mörder! tönte es in seinem Herzen. Wer hatte dies Wort gerufen? Es war wie aus weiter Ferne zu ihm gedrungen, aber nun dröhnte es aus seinem Innern heraus, so schmerzlich verwundend, als wäre dieses geheimnisvolle, schreckliche Wort nicht ein leichter, unsichtbarer Hauch, sondern ein glühender Stahl mit tausend Widerhaken, als wäre es ein bohrender Stachel, der ihn aufschreckte und immer weiter triebe, wenn er einmal still halten wollte. Unstet und flüchtig sollst du sein auf Erden! Dieser alten Drohung erinnerte er sich. Und nun sah er das von verzweiflungsvollem Schmerz zerrissene Antlitz des Mannes vor sich, der dieses Wort zuerst in seine Seele getragen hatte. Der Herr machte ein Zeichen an Rain, hieß es von ihm. Was war das wohl für ein Zeichen gewesen? Ihm fiel eine Sage ein, die er früher einmal vernommen hatte. Darnach sollte immer ein Hund vor Rain hergelaufen sein. Wohin der Unselige ging, wohin er sich auch wandte, immer lief das Tier keuchend vor ihm her. Am lichten Tage, in der dunkeln Nacht, immer hörte er sein heiseres Gebell. Franz mußte lachen. Das also sollte das Zeichen gewesen sein? Als ob es solch eines äußern Merkmals bedurft hätte! Die Angst, die ihn nie verließ, die Scheu vor den Menschen, dieses wogende Meer in seinem Herzen, dessen Abbild ihm aus den unruhigen Augen heraus sah, war das nicht Merkmal genug?

Unstet und flüchtig! Die Welt ist doch so groß und weit, überall trennen Berge und Meere die Heimstätten der Menschen. Sollte es da nirgends einen Ort geben, wo der Rastlose stillhalten, der Unstete seine Hütte aufbauen darf? Wir wandern viele Tage, ohne daß sich jemand um uns kümmert und nach uns

fragt. Man kommt und geht, lacht mit einander, und dann verliert man sich aus den Augen und aus dem Sinn! Ja, solange man noch nicht umtet und flüchtig ist. Sind wir es aber, dann wandern wir keine Stunde, ohne daß sie nach uns forschen und fragen. Noch hatte es Franz nicht erfahren, und doch wußte er, daß es so kommen würde. Wenn irgend ein Mensch ihren Pfad kreuzte, so würde er sie fragend ansehen, ihnen forschend in die Augen blicken, ihnen mißtrauisch nachschauen — das wußte er so genau, als ob er es schon erfahren hätte. Er faßte sich an die Stirn, wie wenn er fühlen wollte, ob dort ein Zeichen eingegraben sei. Die Schläfe brannte ihm wie Feuer, und seine Stirn war feucht. Nun erinnerte er sich, daß ihn dort ein heftiger Schlag getroffen hatte, und er band sich ein Tuch um den Kopf.

So vergingen die Stunden, während sie schweigend, unter dem Banne ihrer Gedanken durch die feuchten, dunstigen Gründe eilten. Dann wurde es nach und nach lebendig um sie her.

Die Bäume schüttelten sich im Grauen des Tages und sprengten kühle Tropfen über sie her. Im ungewissen Dämmerseine stellten sich ihnen spukhafte Gestalten in den Weg, phantastische, nebelumspinnene Büsche, deren Anblick sie seltsam erregte. Vor ihren Füßen fuhr es jählings auf und huschte in das Dickicht hinein, oder mit einem schrillen, langgezognen Schrei, der sie zusammenschrecken machte, begrüßte ein Raubvogel aus seinem Horst über ihnen den aufsteigenden Morgen.

Endlich öffnete sich der Wald. Aus den düstern Hallen der rauschenden Wipfel führte ein schmaler Pfad in die Wiesen hinein. Auf beiden Seiten begleitete ihn hohes, dorniges Gehege, das nur selten einen Anblick in die graue Ferne erlaubte. Krüppelhafte Weiden, dazwischen einzelne Rüstern, stemten sich dem frostigen Morgenwehen entgegen. Dann traten die Hecken zurück, und die Flüchtlinge standen vor den niedrigen Hütten einer kleinen Ortschaft.

Sie blieben zaudernd stehen und überlegten, ohne mit einander zu reden, was sie thun sollten. Durften sie es wagen, sich den Wohnungen der Menschen zu nähern, oder war es besser, sie vorsichtig zu umgehen? Es war noch so früh, die Häuser lagen noch im Schweigen und Dunkel der Nacht, und nur ganz ferne glänzte ein Licht. Die meisten Menschen schlummerten wohl noch und ahnten nicht, daß arme Flüchtlinge auf den Straßen irrten. Man konnte es also wagen. Franz bog in die Dorfstraße ein, und Lucie folgte ihm. Sie gingen gemächlich, obwohl ihnen der Boden unter den Füßen brannte. Sie mußten sich ja hinfort verstellen, sie waren des Landes Feinde geworden und hatten zu erwarten, daß jeder, der sie erkannte, auf ihre Spur leiten und zu ihrem Verfolger werden würde.

Die Straße war still und verlassen. Nur selten deutete ein Geräusch an, daß im Innern der Häuser schon das Tagewerk begonnen wurde. Nur die Hunde hörten die Wanderer, sprangen knurrend an die Thorgitter und wiesen ihnen die Zähne. Schon waren sie fast an den Ausgang des Dorfes gekommen, da blieb Lucie stehn, und zum erstenmale seit ihrer Flucht redete sie. Ich verschmache vor Durst! sagte sie.

Sogleich ging Franz auf das Gehöft zu, aus dessen Fenstern ihnen schon aus der Ferne das Licht entgegengeleuchtet hatte. Es war die Schänke des Ortes, wie er jetzt sah. Eine Magd war im Gastzimmer mit der Reinigung beschäftigt. Die Stühle standen unordentlich auf einander, und der Staub wirbelte durch die geöffneten Fenster. Im Hintergrunde stand ein Schenkisch mit Gläsern und Flaschen, und dicht daneben in der Ecke der Stube der Kachelofen mit einer Bank. Franz wollte rufen, aber unschlüssig blieb er stehen, und es war seltsam: wie er in die Stube blickte, dachte er daran, daß auch daheim neben dem

Ofen eine Bank gestanden hatte, auf der man sich in langen Winterabenden allerlei erzählte. Die Geschichte von den beiden Kindern stand ihm plötzlich vor der Seele, die in einen tiefen Wald gekommen waren und sich müde vor Jammer, Hunger und dem langen Wege in einem hohlen Baume niedergelegt hatten. Am andern Morgen stand die Sonne hoch am Himmel und schien heiß. Da sprach das Brüderchen: Mich dürstet, wenn ich ein Brümlein wüßte, ich ging und tränk einmal, ich meine, ich höre eins rauschen. Das sind lauter Lügengeschichten, hatte dann der alte Großknecht unzufrieden gesagt.

Wie man nur an solche Dinge denken kann? Aber die Erinnerungen strömten unabwehrlar durch sein Herz.

Drüben an der Wand der Gaststube hing ein Bild, er konnte es nur undeutlich sehen, und dennoch wußte er sofort, daß er es kannte, schon seit langer Zeit. Am Tische sitzen zwei Flüchtlinge, Mann und Weib. Sie sind erschrocken und erzürnt. Vor ihnen steht im Reiseanzug die Mutter, die ihrem Kinde nachgeeilt ist. Das Bild hing auch daheim und hatte ihn von jeher bewegt. Jetzt kam ihm der Gedanke, daß ihn das Bild vielleicht darum schon von Kindheit an so seltsam ergriffen hätte, weil es ihm sein eignes zukünftiges Geschick von ferne vor die Seele stellen sollte. Flüchtling! Heimatlos! Verfolgt und verstoßen! Welch ein Schmerz, welch eine Fülle von Elend liegt in diesen Worten! Es kam plötzlich ein Anfall der Verzweiflung über ihn, er dachte daran, sich fortzuschleichen. Wohin? Das war gleichgiltig, vielleicht in den ersten besten Weiher, in die nächste Wasserlache, die ihm vor Augen kam. Aber da fiel sein Blick auf Lucie, die sich an den Bretterzaun des nächsten Hauses lehnte. In dem grauen Morgenschein erschien ihm ihr Gesicht noch blässer, als es war, und der Anblick ihrer müden, gebeugten Gestalt rührte ihm das Herz. Sie war mit ihm ins Unglück und in eine ungewisse, undüsterte Zukunft gegangen, nun konnte er sie nicht verlassen, auch wenn eine Trennung besser für sie gewesen wäre als fernere gemeinsame Flucht. Mußten sie untergehn, so wollten sie vereint verderben und mit einander sterben.

Nun wollte er in das Schenkzimmer hineinrufen, aber er hörte nichts, seine Röhle brachte keinen Laut hervor. Es fiel ihm ein, daß er seit vielen Stunden nicht gesprochen hatte. Zum zweitenmale versuchte er es, zu rufen, indem er sich gewaltsam anstrengte, und erschrak nun selbst über den heisern Klang seiner Stimme. Die Magd fuhr entsetzt auf und stieß einen Schrei aus, als sie das fremde Gesicht über der Fensterbrüstung erblickte. Er wußte auch, warum, sie hatte das Zeichen gesehen, die Zerrissenheit seiner Seele. Und da war auch noch das blutbefleckte Tuch an der Stirn! Bornig riß er es herab und sprang über den Hof an Luciens Seite.

Wir müssen weiter, bezwing dich! rief er ihr kurz zu.

Haftig verließen sie das Dorf und stiegen über die hüglige Feldmark zu einer tannenbestandnen Heide auf. Erst als sie das Dickicht erreicht hatten, wagten sie, Atem zu schöpfen und hinter sich zu sehen. Der Himmel war inzwischen heller geworden. Über den Obstgärten des Dorfes verbreitete sich ein feiner Rauch, und das wachsende Geräusch, das zu ihnen herüberdrang, zeigte an, daß überall mit den häuslichen Verrichtungen begonnen wurde. Nun klangen auch die hellen Töne eines Glöckleins durch die Morgenfrühe, gerade als der erste Sonnenstrahl durch das Gewölk zitterte. Lucie wandte das Gesicht, damit Franz die Thränen nicht sähe, deren sie sich nicht mehr erwehren konnte, und die so brennend heiß über ihre Wangen liefen, als flöße ihr Herzblut mit ihnen davon. Er merkte es aber wohl, doch schwieg er; er hatte ja selbst keinen Trost. Er führte sie auch nicht, obwohl

er sah, daß sie sich kaum noch weiter schleppen konnte. Ihm war, als ob keine Zärtlichkeit mehr in ihr Leben hineingehörte.

Im Walde erst wurde es ihnen freier zu Mute. Der lebendige Hauch, der leise durch die Nadeln zog, flößte auch ihnen Kraft ein. Bald fanden sie einen Quell, der aus nadelbestreutem Gestein hervorrieselte und zwischen dunkeln Felsblöcken einer dämmrigen Schlucht zueilte. Sie traten hinzu und tranken gierig, dann sprengten sie sich die kühlen Tropfen ins Gesicht und wuschen sich ihre heißen Augen. Und nun sahen sie sich nach langer Zeit zum erstenmale wieder in die Augen.

Haßt du mich gar nicht mehr lieb, Franz? fragte ihre zitternde Stimme.

Da brach auch die Sonne mächtig hervor und spann ein schimmerndes Netz über ihnen.

Wie doch das strahlende Licht allem Leben und Farbe giebt! Wie es in der Menschenbrust die Wolken verschucht und die Hoffnung aufweckt! Die dunkle Nacht versank vor ihnen, und der freundliche, helle Morgen umspielte sie mit seinem Licht. Lucie hatte auf ihre Frage keine Antwort empfangen, keine in Worten, aber die Flüchtlinge hielten sich umschlungen und sahen sich wieder und wieder an.

Als sie endlich weitergingen, zogen sie Hand in Hand, und der Sonnenglanz leuchtete auch aus ihren Augen.

Was fangen wir nun an? fragte Lucie mit dem Versuch zu scherzen, während doch die Wehmut in ihrer Stimme zitterte. Ein Räuberleben könnten wir schon führen, wagehalsig genug sehen wir aus. Eins ist nur schade. Der Winter ist vor der Thür. Eine Höhle würde sich schon finden, vor der die Blumen blühten, und die Schmetterlinge spielten, wenn es Sommer wäre, und in unsre Einsamkeit klänge nur das Lied der Drosseln aus weiter Ferne. Da ließe sich schon leben. Aber das würde dir wohl nicht gefallen?

Wie wäre es dir, Lucie?

Mir? O Liebster, mir muß es ja nun überall schön sein, wo du bist. Ich habe ja sonst niemand auf der Welt als dich allein.

Niemand, Lucie? Und deine Eltern?

Still! unterbrach sie ihn, schon wieder in Thränen. Davon darfst du nicht reden. Es thut so weh, daran zu denken. Ich muß die Augen schließen, um sie nicht zu sehen. Was zwischen uns liegt, ist tiefer als das Meer. Sprich nicht davon, Lieber, ich kanns nicht ertragen.

Das Gefühl ihrer Verlassenheit und ihres Elends fiel wieder schwer auf ihre Herzen.

Lucie, fragte Franz nach einer Weile, wie konntest du mich sobald vergessen? Hatte ich dich denn vergessen?

Ja warum nimmst du denn den andern?

Das ist eine lange, traurige Geschichte, Franz, ich habe es dir ja geschrieben. Ich wollte das Feuer dämpfen, ich glaubte, es sei möglich, aber es löschte nicht aus, und als du kamst, wurde es zur hellen Flamme.

Sie gingen nachdenklich und schweigend neben einander. Endlich sagte Lucie leise: Wie mag es ihm wohl gehen? Ob er wohl tot ist?

Franz seufzte tief auf. Die ganze Nacht habe ich an ihn gedacht, und er hat immer vor mir gestanden. Aber es ist nun eins. Geschehen ist geschehen. Die Brücke hinter uns ist abgebrochen, und wir können nicht mehr zurück. Es war mir, als wäre ich plötzlich ein andrer geworden und gehörte einer andern Welt an. Mir klang's fort und fort im Ohr: Frühmorgens um zehn Uhr stellt man

mich vors Regiment, ich soll bitten um Pardon, und ich bekomme gewiß doch meinen Lohn, das weiß ich schon.

Sie werden dich erschießen, wenn wir ihnen in die Hände fallen, Franz!

Nein, Lucie, beruhigte er sie mit halbem Lächeln. Das gilt nur, wenn wir Krieg haben.

Er hielt an und senkte den Kopf.

Wer weiß es aber, was mir geschieht? fuhr er leise fort. Ich kann es nicht sagen. Das liegt alles noch in einem Nebel und verschwimmt in einander. Aber sie können mir gewiß nichts schlimmeres anthun, als was ich mir selbst angethan habe.

O wären wir doch gestorben, Franz, schluchzte sie.

Er wurde wieder ruhig und strich ihr zärtlich über das Haar. Vor einigen Stunden, sagte er, habe ich das auch gewünscht, und ich habe gedacht, es wäre doch am besten, sie machten ein schnelles Ende mit mir, dann wäre es mit einemmale aus; so trostlos schaute ich drein und so verzagt. Nun aber denke ich wieder anders. Wenn ich dir in die Augen blicke, dann scheint mir das Leben so schön und wonnig zu sein, daß ichs gern behalten möchte.

Es kam plötzlich eine wilde Freude über ihn, die alle Bande seines gepreßten Herzens zersprengte. O! jauchzte er, zeigt mir in der Welt so eine Liebe und Schöne!

Sie blickte ihn glücklich an. Sei nicht so ungestüm, Franz. Rufe nicht so laut, die Leute könnten es hören. Mir fällt eben ein Lied ein, darf ich dir's singen?

Nicht singen, warnte er, sag es nur her.

Nein, hersagen kann ich es nicht. Ich habe es immer gesungen, es muß gesungen werden.

Nun, so singe, aber leise.

Sie faßte seinen Arm und sang mit zarter Stimme:

Es fiel ein Reif in Frühlingsnacht  
Wohl über die schönen Blaublümlein,  
Sie sind verwelket, verdorret.

Ein Knabe hatt ein Mägdlein lieb.  
Sie liefen heimlich von Hause fort,  
Es wußts nicht Vater noch Mutter.

Sie liefen weit ins fremde Land,  
Sie hatten weder Glück noch Stern,  
Sie sind verdorben, gestorben.

Das ist ein trauriges Lied, sagte er, aber du hast etwas vergessen.

Sie sah ihn unter Thränen an.

Es giebt noch einen Vers, Lucie, den wollen wir nicht vergessen.

Und nun sangen sie leise mit einander:

Auf ihrem Grab Blaublümlein blühen.  
Umhängen sich treu wie sie im Grab,  
Der Reif sie nicht welket, nicht dörret.

Da legte sie ihr Haupt an seine Brust. Ja, du Lieber, es ist ein trauriges Lied. Sie trugen wohl viel Schmerzen mit einander, als sie so hin und her wandern mußten. Aber ganz ohne Trost sind sie doch nicht gewesen, denn sie hatten einander lieb. Und zuletzt, obgleich sie in der Fremde gestorben sind, haben sie doch ein Grab neben einander gefunden, die armen Bürschlein, und ruhen aus. Wohin aber führt unser Weg? Wohin gehen wir?

Wir gehen zunächst zur Mutter.

Und dann?

Und dann fliehen wir übers Meer.

Aber wird sie dich ziehen lassen? fragte Lucie bedenklich.

Was soll sie anders machen, nachdem das geschehen ist! Sie ist stolz.

Sie ist stolz, wiederholte Lucie leise. Franz, ich fürchte mich! Ich hatte gehofft, ganz anders vor sie zu treten als so. Einst hatte ich gedacht, das sollte mein glücklichster und stolzester Tag sein, wenn du mich in dein Haus brächtest, und nun wird es mein bitterster, schmerzvollster sein!

Rede nicht so, versetzte er bedrückt. Du machst mir das Herz schwer. Es muß nun einmal überwunden werden, Lucie.

Sie trocknete rasch ihre Thränen und versuchte wieder zu lächeln.

Wir ziehen also übers Meer, Franz?

Er nickte.

Was fangen wir aber in Amerika an?

Da kaufen wir uns eine Farm, ganz einsam im tiefen Walde. Dort hausen wir und haben dann nur uns allein.

Nun kosteten sie wieder mit einander und malten sich das Blockhaus jenseits des Meeres aus. Franz hatte so viel in die Hütte hineinzuwünschen, daß ihn das Mädchen errötend auf die Finger klopfte, aber es machte ihr sichtlich Freude, seinen Worten zu lauschen und die Zukunft so fremdlich schildern zu hören.

Allmählich gelangten sie wieder in mehr betretene Teile des Waldes und wunderten sich, daß so viele Wege hin und her führten, bald sich kreuzten, bald sich auswichen, ja oft lange Strecken hindurch dicht neben einander herliefen.

Wie man sich nur in diesem Gewirr zurechtfinden kann? sagte Lucie. Sollte man nicht meinen, jeder dieser Wege führe in die Irre?

Daß geht nur uns so, antwortete Franz. Die Leute, die hier wohnen, kennen sich wohl aus und lassen sich nicht verwirren.

Kreuz und quer, wie unser Weg, seufzte sie.

Ja Lucie, sagte er tröstend. Auch bei uns geht das wirr durch einander, und wir wissen nicht, wohin es führt, der liebe Gott weiß es allein.

Sie nickte freundlich. Nun wurde es ihnen feierlich zu Mute, und sie gingen schweigend dahin. Es war ihnen eingefallen, daß Sonntag war.

Lichter wurde es über den Wipfeln, von goldnem Glanze war der Wald durchströmt, und mehreremale kamen Glockentöne herauf zu ihnen. Die Menschen wurden ermahnt, den Frieden zu suchen, und nun fanden auch die Flüchtlinge Ruhe.

Ein Haselbusch wiegte seine schlanken Zweige über den Schlummernden, und neben ihnen sang ein Rotkehlchen. Es wurde Mittag, und der Wald war von Glut durchhaucht. Mehreremal gingen Menschen vorüber, dann wurde es stiller und stiller. Die Schatten wurden dunkler und breiter, wieder klangen die Glocken der Dörfer durch die Abendkühle, und noch immer schliefen sie. Über ihnen zogen die leichten Gebilde der Wolken, die Sterne tauchten empor aus dem Blau des Himmels. Der Mond ergoß sein Licht über den still träumenden Wald, und leise rauschten die Zweige.

(Fortsetzung folgt)

